№ 32. Jüdisches 1886.

Familien-Blatt.

Herausgegeben von Dr. M. Rahmer in Magdeburg.

Zur Unterhaltung u. Belehrung für die israelitische Jugend.

Die Tochter des Wucherers. 5)

Von Henriette Katz.

V.

Nichts ist so beständig, wie der Wechsel!

Jahrelang war das Leben im Nachbarhause gleichmüthig dahingezogen; ein Tag verlief wie der andere und brachte nur selten eine Abwechselung mit sich, und nun war gerade jetzt, während Sara's Freundin, Röschen Heinemann, todtkrank darniederlag, bei der Ersteren das Glück eingekehrt.

Sie war seit einigen Tagen die Braut eines Freundes von Ruben, welcher in L. als Lehrer fungirte.

Herr Birnbaum hatte mit einem Mal so arge Sehnsucht nach seinem Freunde verspürt, daß es ihm keine Ruhe mehr ließ und er die ersten Ferien dazu benützte, denselben aufzusuchen. Aus dem einen Tage aber, den er bei Ruben verweilen wollte, war nun schon eine ganze Woche geworden. Nach dem Freunde hatte er Sehnsucht gehabt und eine Freundin hatte er sich erobert.

Das einfache, traute Heim der Familie Cahn gefiel ihm so ungemein, daß er sich auch nach einem solchen sehnte und ganz überglücklich war er, als Sara ihm auf seine Anfrage, ob sie ihm auch ein solches gründen und sein liebes Weib werden wollte, erröthend ja antwortete. Sie kannte ja ihren Bräutigam, wenn auch nicht persönlich, doch schon lange durch den Briefwechsel mit Ruben.

Mit großem Interesse hatte sie stets seine geist- und gemüthvollen Briefe gelesen und es sich nie träumen lassen, daß sie noch einmal das Glück haben würde, sein Weib zu werden. Es war ihr manchmal, als wäre das Alles nur ein schöner Traum. Wie oft schon hatte sie sich mit Ruben geneckt und gesagt, daß sie nie heirathen würde, weil sie noch keinen jungen Mann kennen gelernt habe, der ihr so gut gefallen, wie ihr Bruder; er müsse es aber auch so machen. Dafür, daß sie ihm stets seine Lieblingsspeisen kochen wolle, solle er ihr jeden Freitag Abend vorlesen und so wollten sie sich gegenseitig das Leben zu verschönern suchen; so wäre es doch auch am besten für den Vater. Nun wurde es doch anders und merkwürdig — sie war nicht einmal böse darüber. Sie brauchte sich ja nun doch nicht vom Vater zu trennen, der mußte auf alle Fälle mit zu ihr und war auch ganz einverstanden damit. Und Ruben — nun, der mußte eben auch heirathen! Bei diesem Gedanken nun ward es ihr doch recht wehe zu Muthe; sie wußte wohl, daß das bei Rubens Gesinnung leichter gedacht als gethan war; so viel sie auch sann, nur eine Einzige wußte sie, die ihn wahrhaft beglücken konnte und diese Eine war für den Schuhmacher Cahn unerreichbar.

Da fiel ihr mit einem Mal ein, daß es doch Unrecht von ihr sei, daß sie nicht schon längst einmal hinüber zu ihr gehuscht und ihr von ihrem Glück gesagt habe; sobald sie für einige Minuten abkommen konnte, ging sie hinüber, überzeugt, daß sich Röschen von Herzen mit ihr freuen würde.

„Jetzt wirst Du Dich wohl ein paar Stunden mit meiner Gesellschaft begnügen müssen," sagte Ruben lachend zu seinem Schwager, als er Sara hinüber zu Heinemanns wandern sah. „Wenn die Beiden zusammen sind, dann sind sie so leicht nicht wieder zu trennen, es müßte denn sein, daß ein Bräutigam Wunder vermöchte; es wundert mich übrigens, daß Fräulein Heinemann so lange nicht bei uns war, sonst kömmt sie doch häufiger."

Die beiden jungen Leute verbrachten die Zeit des Alleinseins lustig scherzend; es machte Ruben große Freude, daß sein Freund durch das Glück, welches ihm so unverhofft zu Theil geworden, so heiter gestimmt war; er wußte, daß seine Schwester an der Seite dieses Mannes einer recht glücklichen Zukunft entgegen sah, wenn Gott seinen Segen zu diesem Bunde gab.

Auch dem alten Mann sah man die Freude aus den Augen leuchten; er konnte sich gar nicht satt sehen an den ausdrucksvollen Zügen seines Schwiegersohnes und sah dabei aus, als wollte er sagen: Ich habe Dich jetzt schon von Herzen lieb, denn es wird meiner Sara wohl ergehen bei Dir, und wenn nun die beiden jungen Leute in ihrem Uebermuth tolle Scherze trieben, dann lachte er laut mit, was schon lange Zeit nicht mehr geschehen war. Das Glück machte ihn zuversichtlich. Er sah in seinen Gedanken auch schon an Rubens Seite eine Frau, wie sie für ihn paßte, und gewiß dachte auch Ruben so ähnlich, sonst würde er wohl nicht so ausgelassen sein.

Aber welches Wunder! Da war ja wirklich Sara schon zurück und es war noch nicht einmal eine Viertelstunde, seit sie gegangen?

Schon sollte dies Anlaß zu neuen Neckereien geben, als Ruben in Sara's verstörtem Gesicht sah, daß sie irgend etwas Betrübendes erfahren haben mußte, und wirklich sagte sie jetzt, mühsam ihre Thränen verbergend:

„Denkt Euch nur, Röschen Heinemann ist seit einigen Tagen todtkrank!"

„Diese Nachricht traf sowohl Herrn Cahn, als auch Ruben wie ein Blitz aus heiterm Himmel.

Sara konnte gar nicht schnell genug antworten, so viel wurde sie mit Fragen bestürmt.

Ruben konnte seine Erregung gar nicht verbergen, so daß es sogar Leo auffiel, wie aschfahl er aussah, und er sah ganz verwundert und fragend, was das Alles zu bedeuten habe, in Rubens Gesicht. Daß Sara sehr verstimmt war durch die plötzliche Krankheit ihrer Freundin, fand er natürlich; Rubens Betragen aber machte ihn stutzig. Eine solche Veränderung konnte Freundschaft allein in diesem Falle nicht hervorbringen. Die Sache begann ihn zu interessiren und er forderte Sara auf, ihm recht viel von der Freundin zu erzählen, sie solle sich nur nicht gleich so trüben Gedanken hingeben, der liebe Gott würde ihr schon wieder helfen.

Doch Sara war so leicht nicht zu trösten und ließ den hervorbrechenden Thränen freien Lauf. Ruben aber verließ unter einem Vorwand das Zimmer.

Als eine Stunde verflossen und er noch immer nicht wieder zurück war, beschloß Leo, ihn aufzusuchen.

Er fand ihn ganz so, wie er es vermuthet. Die Thür seines Schlafzimmers war von innen verriegelt, und nachdem er verschiedene Male dringend gebeten, öffnete ihm Rubens und gestand ihm nun auch seine brennende Liebe zu Röschen.

Es wunderte Leo durchaus nicht, daß Ruben nach alle dem, was Sara ihm von Röschen erzählt, sich in dieselbe verlieben mußte, nur fand er es unbegreiflich, daß Ruben nicht, sobald er sich seiner Liebe zu Röschen bewußt geworden, seinem Schuhmacherschemel valet gesagt und das geworden, wozu er ihm eigentlich bestimmt schien, ein Virtuose.

„Ich sage es Dir immer und immer wieder, Ruben, was ich Dir schon so oft geschrieben: versündige Dich nicht an Dir selbst. Die Gründe, welche Ihr mir angegeben, sind wirklich lächerlich, das müßtest Du bei Deinem sonst so klaren Verstand längst eingesehen haben. Daß Dein Vater ein Schuhmacher geworden und geblieben, will ich noch gelten lassen. Aber, sage einmal selbst, was Ihr damit bezweckt, wenn Du Dein herrliches Talent hinten ansetzest, um einer Idee nicht untreu zu werden, die, wie Ihr sie zu verwirklichen begonnen, doch so leicht nicht um sich greifen wird. Wer fand etwas Absonderliches darin, als Dein Vater Schuhmacher wurde? Er war ein armer Junge und die Leute haben gewiß geglaubt, daß ihn nur seine Armuth dazu bewogen! Nicht wahr, unter seinen Lehrlingen war selten einmal ein Jude? Ihr habt in den Augen der Welt ein viel zu armseliges Leben geführt, um auch andere Glaubensgenossen dazu aufzumuntern, ihre Kinder ein Handwerk ergreifen zu lassen. Ich weiß es ja selbst, daß es ein großer Segen wäre, wenn sich die Juden mehr dem Handwerk zuwendeten; sie würden sich dann wieder mehr als Mensch dem Menschen, und nicht als Konkurrent dem Konkurrenten gegenüberstehen. Aber der Einzelne vermag da wenig oder gar nichts und deshalb ist es mehr als thöricht von Dir, daß Du Dein Glück so mit Füßen trittst und die Gaben, die Dir der Himmel verliehen, unbeachtet läßt."

Ruben hatte von alledem, was ihm sein Freund da vorredete, wenig oder gar nichts gehört, und als Leo bemerkte, daß er immer dumpf vor sich hinschauend dasaß und seine Gegenwart wenig zu beachten schien, forderte er ihn auf, mit ins Wohnzimmer zurückzukehren, wo der Vater und Sara schon wiederholt nach ihm gefragt hatten. Auch möge er ein bischen dazu beitragen, daß der letzte Abend seines diesmaligen Hierseins nicht ein gar zu trübseliger würde; er wollte es Sara einstweilen noch gar nicht sagen, daß er schon morgen abreisen müsse.

Ruben versprach, ein bischen zu musiciren und bald durchklangen die herrlichsten Töne das kleine Gemach.

(Fortsetzung folgt.)

Uriel Acosta im Urtheil eines Zeitgenossen.

(Schluß.)

Nach einer sehr langen und mühseligen Reise glückte es ihm endlich, den Fuß auf Amsterdamer Boden zu setzen. Hier ließ er sich in den Bund Abrahams aufnehmen und schloß sich uns als Glaubensbruder an. Gabriel (als Jude ließ er sich Uriel nennen) wurde allgemein als ein ziemlich gelehrter Mann betrachtet, da er früher in seinem Vaterlande Rechtswissenschaft studirt und dieselbe auch practisch ausgeübt hatte. Doch war sein Wissen hauptsächlich ein profanes, von weltlicher Art und verführerisch, mehr geeignet, ihn stolz zu machen, als ihn zu befriedigen und auf den rechten Weg zu bringen. Alle Dinge suchte er nach seiner Rede und nach seinem Urtheil zu erforschen und zu bemessen nach Art der Scheinpropheten, die von betrüglichem, lügenhaftem Geiste erfüllt sind. Dazu war sein Gemüth ungebunden und hartnäckig im Guten, wie im Schlechten. Verblendet in seiner Wildheit war er andererseits wiederum sehr entgegenkommend und so mitleidig sogar, daß er mehrmals seinen Thränen freien Lauf ließ, wenn er sah, wie schwer die Schwachen und Bedürftigen durch den Druck der Uebermüthigen und Reichen zu leiden haben.

Leider legte er, verstrickt wie er war in die Eitelkeit des Irdischen, zu viel Werth auf falschen Schein, Selbsterhebung, auf Ehrenbeweise von Seiten der Ungläubigen. Es war ein launenhafter Mann, der sich leichtsinnig an außerordentliche Gegenstände wagte und nicht leicht in die Gedanken Anderer sich zu finden vermochte. Da er das größte Vertrauen auf sich selbst hatte, Alles in dem matten Lichte seiner eigenen Vernunft erblickte, auch dem besseren Urtheil der Aeltesten seines Volkes und Glaubens kein Ohr lieh, so wurde er ein Verächter des babylonischen wie des jerusalemitischen Talmud. Ja er entblödete sich nicht, beide öffentlich zu beschimpfen und zu lästern! Auch trieb er öffentlich Spott mit dem Buche Sepher Jezirah (einem kabbalistischen Werke), nannte dasselbe abergläubisch und erklärte, an die mit Hilfe desselben zu vollbringenden Wunder nicht zu glauben.

Seine Unverschämtheit und Ruchlosigkeit ging noch weiter. Er vermochte zu behaupten, daß in der ganzen mosaischen Lehre keine Rede von einem jenseitigen Leben ist, und daß Belohnung und Strafe nur hier auf Erden stattfinden können. Als unsere gelehrten Chachamin (Schriftgelehrten) und unter diesen auch Rabbi Samuel da Silva, ihm dies energisch bestritten und mit ihm disputirten, wagte er es, sie „Pharisäer" zu nennen, welche in ihren Sitten und Gebräuchen mit der mosaischen Gesetzgebung nichts gemein haben und hundert Mal grausamer und ketzerischer wären als die Christen. Da ihnen jedoch das Schwert des Gesetzes nicht zu Gebote stand, konnten sie keinerlei Gewaltmaßregeln gegen ihn zur Anwendung bringen.

Alle diese Ungereimtheiten ließ er in einem Buche drucken, das sicher die Flammen verdient hat und den Namen trägt: **Examen traditionum pharisaicarum cum lege scripta contra animae immortalilem, Amst. 1653.** Unsere Chachamim sprachen den Bann über ihn aus und bewogen die Kinder (damit sie bereits von ihrer frühesten Jugend an voll Eifers für das Haus Israel sein möchten) ihm in großer Zahl zu folgen, ihm nachzurufen: „Ungläubiger! Abtrünniger!" und durch die Fenster seiner Wohnung Steine, Erde und Schmutz zu werfen. Uebrigens wurde er auch bei den bürgerlichen Behörden angeklagt, daß er acht oder zehn Tage in den Kerker geworfen wurde und hatte eine Strafe von dreihundert Gulden zu bezahlen.

Auf diese Weise lebte Uriel da Costa einige Jahre fort, von unserer Gemeinde getrennt und in dem festen Glauben, daß er von den durch Gott Moses geoffenbarten Vorschriften nur diejenigen zu erfüllen habe, welche mit dem gesunden Verstand und der Natur offenbar übereinstimmten. Als ein in allen Beziehungen gottloser, wahnwitziger Mann, der überzeugt war, daß Mensch und Thier nur ein und dieselbe Bestimmung haben und daß es darum das Verständigste ist, sich das Leben so erträglich und angenehm wie möglich zu machen, strebte er wiederum danach, sich mit uns zu versöhnen, um so mehr, da es auch mit seinen Handelsgeschäften nicht gut von Statten gehen wollte, Niemand ihm hilfreiche Hand bot und er sich mit der übrigen Bevölkerung nicht unterhalten konnte, da er kein Wort holländisch verstand.

Auf Fürsprache seines Neffen kam es in der That zur Buße und Versöhnung. Leider vernahmen wir nur allzufrüh wiederum, daß er die jüdischen Festtage nicht hielt.

Nun wurde es doch nöthig, ihn einer exemplarischen Strafe zu unterwerfen. So beriethen denn die Aeltesten unserer Gemeinde, und nachdem sie selbst ihre Nachtruhe zum Opfer gebracht hatten über den Vorschriften von Leviticus und Deuteronomium, nachdem sie alles genau geprüft und besprochen hatten, was Rabbi Moses Maimonides in seinen Gesetzbüchern darüber geschrieben; so höre, was sie beschlossen haben.

An einem Sabbath, als die Synagoge mit Männern und Frauen gefüllt war, mußte Uriel da Costa die hölzerne

Kanzel inmitten des Gebäudes besteigen und mit deutlich lauter Stimme seine Irrthümer widerrufen, wobei er bekannte, tausend Tode verdient zu haben und ferner gelobte, sich nimmermehr derartiger Gotteslästerungen schuldig zu machen. Nachdem er dies gethan, verließ er die Kanzel und einer der Rabbiner begab sich zu ihm mit dem Befehl, in einem Winkel der Synagoge Platz zu nehmen. Sowie dies geschehen, trat der mit dem Oeffnen und Schließen der Synagoge beauftragte Diener an ihn heran und entkleidete ihn. Er zog ihm ein leinenes Tuch über den Kopf, hieß ihn, die Schuhe ablegen und baarfüßig stehen zu bleiben, worauf er ihm die Hände an eine der Säulen band.

Nun ergriff er einen Riemen und gab ihm mit demselben 39 Geißelschläge; zwischen jedem Schlage mußte der Büßer einen Theil eines Gebetes sagen. Nachdem er dieser Strafe und Erniedrigung sich unterworfen, setzte er sich auf den Flur und Alle, die bei ihm vorbeikamen, Männer, Frauen und Kinder, traten auf ihn. Dann kam der Chacham und erklärte den über ihn ausgesprochenen Bann für gelöst. So verachtet, mit Staub und Schmutz besudelt, flüchtete er nach seiner Wohnung, wo er, von einem plötzlichen, grenzenlosen, teufelsmäßigen Wuthanfall ergriffen, den Neffen, der ihn dieser Behandlung bloßgestellt, ermorden wollte. Da er diesen aber nicht fand, so machte er durch Selbstmord seinem eigenen Leben ein Ende. Also thue der Herr und füge allen Denen zu, die seine Thora verachten und in ihrem Herzen sagen: „es giebt keinen Gott". Sehr richtig ist die Bemerkung des Rabbi Isaac Abarbanel, „daß es eine greifbare Thorheit ist, in Dinge eindringen zu wollen, welche über das Fassungsvermögen des Menschen hinausgehen, die der Allwissende vor ihm verborgen hat". Denken wir auch mit Schrecken an den königlichen Propheten David: „In Finsterniß, in Todesschatten, in Elend sollen sitzen, die gegen Gottes Wort widerspenstig sind und des Höchsten Rath verachten".

So erging es Uriel da Costa und dies wird auch wahrscheinlich das Loos eines mit geringer Urtheilskraft begabten jungen Menschen sein, eines gewissen Baruch Spinoza, von dem bereits Rabbi Isaac Jesurun gesagt hat: „Er sei eine an dem Busen der Synagoge genährte Schlange, die wahrscheinlich alle zerreißen wird, die sie gelabt und erquickt haben". Doch der mächtige Gott wende diese gefährliche Prophezeiung ab und lasse uns in dem zukünftigen Reiche Juda die diamantnen Mauern des neuen Salem, von einem zweiten Nehemia errichtet, schauen. O hätte Israel den Weg des Herrn gewandelt, wie schnell wären seine Feinde zu Boden geworfen und die Prophezeiung Asaf's in Erfüllung gegangen: „Der Herr Zebaoth wird den Weinstock prüfen, den er aus Egypten verpflanzt, Völker vertreiben und ihn weiter pflanzen. Tief wird er Wurzel schlagen und die Erde erfüllen. Mit seinem Schatten wird er die Berge, mit seinen Aesten die mächtigen Cedern bedecken. Seine Zweige sollen sich bis zum Meer, seine Ranken bis zum Strom erstrecken. Grüße die Brüder, die in der Gefangenschaft der Philister schmachten.

Daniel Levi de Barrios".*)

Die ersten Ruthenstreiche.
Eine Reminiscenz aus meiner Schülerzeit.

Von A. Speier-Heinebach.

Homer sagt von Odysseus: „Vieler Menschen Städte sah er und ihren Sinn erkannte er," aber meine Dorfschule hat er nicht gesehen. „Wer Sevilla nicht gesehen hat, hat nichts gesehen," sagt der stolze Spanier und ich sage ähnlich, doch ganz bescheiden: Wer meine Dorfschule nicht gesehen hat, der hat nichts gesehen. Oder soll ich sagen: Wer meine Dorfschule gesehen hat, der hat nichts gesehen? Ich glaube, so ausgedrückt, wäre es auch richtig. Und doch denke ich auch heute noch gern an diese Dorfschule mit ihrem Klassen-, Wohn-, Speise- und Schlafzimmer. Ja, vier Zimmer hatte unsere Schule, vier Zimmer — in einem Raume. In diesem vierzimmerigen Raume aber saß der Wolf neben dem Schäfchen, lagerte der Tiger neben dem Huhne, sodaß man fast glauben konnte, das messianische Zeitalter, welches der Prophet Jesaias geweissagt, wäre herangekommen, wenn der messianische Friede nur nicht gefehlt hätte, und so war unsere Schule eher einer Arche Noahs vergleichbar.

Ja, Wolf, unseres Nachbars Wolf, mit dem dicken Pelzhaar auf dem Kopf, mit der großen Unterlippe und der aufgestülpten Negernase, saß zwar ruhig neben dem „Schäfchen", so nannte man seine Cousine Schainchen wegen der Lautähnlichkeit beider Wörter, besonders aber wegen ihrer großen Dummheit, die schon so unschuldig aus ihren blauen Wasseraugen hervorsah. Unter den Tischen, Stühlen und Bänken aber scharrten die Hühner an den Papierschnitzeln, Lappen und Lumpen und suchten sich die Brosamen, die eine mildthätige Schülerin oder ein muthwilliger Schüler für sie hingestreut, manchmal hörte man auch, wie sie sich um große Brocken stritten und bissen; dann knurrte Tiger, der bunte Hund, die Katze sprang vom Ofengesims und miaute, dazu weinte der Säugling, die Frau Lehrer sang ihr „Eia popeia", unser Herr Lehrer schlug dazu den Takt mit dem Haselstock, mit der so sehr gefürchteten Ruthe, und nun wieder das Zetergschrei des manchmal so hart Getroffenen. Es war „ein Lied, das Stein erweichen, Menschen rasend machen" kann.

Ach, auch ich mußte bald mit diesem mehr als ellenlangen Hinterlandstreicher Bekanntschaft machen.

Ich mochte länger schon als ein Jahr diese Noahs-Arche besucht haben, ich kannte fast Alles und Jedes in der Schule. Dort die Würste am Nagel hatte ich genau gezählt, es waren gestern 30 gewesen, heute waren nur noch 28 da — ich konnte so viel schon rechnen, daß ich einsah, es waren zwei weniger geworden; auch ein Brot fehlte, es hatte immer seinen Platz auf einer altersschwachen, darum unbenutzten Schulbank, von der es zuweilen mit Gepolter herabfiel. So machte ich zuweilen meine stillen Betrachtungen und fing eben an, mich ein wenig in's „heilige Nichts" zu versenken, da kam Bewegung in die Klasse: das Kommando zum Frühstück, zur Spiel- und Bummelzeit ward gegeben, und Alles drängte der Thüre zu, um in's Freie zu gelangen. Auch ich erwachte aus meinem lethargischen Zustande und war der Letzte, der das Zimmer verließ. Aber gerade dieser Umstand sollte für mich verhängnißvoll werden. Als ich auf dem Spielplatz ankam, spielten bereits Wolf und Schäfchen mit einem eigenartigen Spielzeug. Es war ein säbelartiges, vorn abgestumpftes Messer, das Wolf als Sohn eines Landwirths zu einer Pflugschar verwendet hatte; Schäfchen zog und Wolf ackerte.

Ich mochte Gefallen an dieser messianischen Idylle gefunden haben und schnell war ich der Dritte im Bunde. Ein Kind der neuen Zeit führte ich sogleich eine kleine Verbesserung in der Gestalt eines Bindfadens ein und klemmte zur besseren Handhabe ein kleines Holzscheit in das untere Ende des Messers. Und nun ging es „juh!" Schäfchen zog wie ein Pferd, Wolf ackerte und ich trieb mit einer schnell improvisirten Bindfadenpeitsche Schäfchen an. Wir mochten schon einige Quadratfuß auf diese Weise umgepflügt haben, da ereilte uns die Nemesis. Lachs — er hieß eigentlich Alexander — des Lehrers ältester Sprößling „kam, sah und siegte" d. h. er gab uns mit meiner so schönen Peitsche links und rechts Hiebe und stattete dann seinem Vater Bericht ab. Da schrillte ein Pfiff wie der einer heiser gewordenen Dampfpfeife durch die Luft. Was dieser Pfiff aber zu bedeuten hatte, konnte nur der Eingeweihte begreifen, uns ertönte er gleich der Posaune des Weltgerichts. Wir traten ein und unser Klassen-, Wohn-, Speise- und Schlafzimmer war mit einem Male zum Schwurgerichtssaal avancirt.

*) Aus der Sonntagsbeilage der „Voss. Ztg." vom 18. Juli c. von M. K.

„Wer von Euch Dreien hat den Challif*) mit hinausgenommen?" Mit diesen Worten begann der Lehrer die „hochnothpeinliche" Verhandlung. „Wolf warfst Du's oder Schäfchen Du?" Wolf heulte und Schäfchen blökte. Jetzt trat Lachs, der bei jeder „gerichtlichen" Streitsache Staatsanwalt und Zeuge in einer Person war, vor und sprach: „Vater, der Abraham — das war ich — ists gewesen, er ging zuletzt 'naus und das Messer hatte vorher auf der richtigen Stelle gelegen."

„Ich wars nicht," wollte ich entgegnen, aber das „nicht" blieb mir vor Weinen und Schluchzen in den Kehle stecken, so daß nur „ich wars" herauskam.

„So recht, daß Du es eingestanden hast, darum bekommst Du auch nur „sechs" statt „neun", wie Du es eigentlich verdient hast." O, diese ominöse „Sechs"! Wie oft schon hatte ich diese Unglückszahl mit Schaudern nennen gehört! Doch war ich bis jetzt verschont geblieben. Es hatte nämlich unser verehrter Lehrer bei Verabreichung von Ruthenhieben das Duodezsystem eingeführt. Leichte Vergehen wurden mit einem Viertel Dutzend, schwere mit einem halben, Verbrechen mit dreiviertel Dutzend und die schwersten Verbrechen — selbstverständlich Alles nach der unfehlbaren Ueberzeugung unseres sonst so braven Lehrers — mit dem vollen Dutzend bestraft. So erhielt ich denn auch ein halbes Dutzend, während Wolf und Schäfchen, die eigentlichen Verbrecher freigesprochen wurden. Und obgleich diese Schläge die ersten und die letzten gewesen, obgleich ich schon in einigen Jahren zum Gehilfen avancirte: diese sechs unschuldig verdienten Ruthenstreiche schmerzten mich noch nach Jahren und hätten mich, davon bin ich heute überzeugt, zum schlechten Menschen geschaffen, wenn mich nicht eine bessere Schule, die ich später besuchte und wohl auch die harte Schule des Lebens geheilt hätten.

Für mich aber und wohl für jeden pädagogisch gebildeten Menschen habe ich die Lehre gewonnen: Hüte Dich vor Uebereilung und Oberflächlichkeit zugleich, daß Du ja keinem Kinde Strafe verabreichst, wenn Du nicht genau von seinem Vergehen überzeugt bist; eher zu wenig als zu viel strafen. Ganz besonders sei dieses auch gesagt für die Mütter, für die Erzieherin, daß sie den jugendlichen Frohsinn ihrer kleinen Lieblinge nicht vergällen und vergiften durch Ungerechtigkeit und Launenhaftigkeit.

Und, Gott sei Dank! daß es solche Schulen bei uns nicht mehr giebt, sie waren ein Ruin für Geist und Gemüth; sie haben den freien Menschen zum Sklaven, den Begabten einfältig und den Dummen noch dümmer gemacht. Doch lag die Schuld weniger am Lehrer, als am Geiste der Zeit, und dieser Zeitgeist ist es, der auch heute noch in den jüdischen Schulen, wenn auch auf andere Weise, seinen Spuk treibt und Mißstände aller Art reifen läßt.

Proben einer Uebersetzung von Byron's „Hebrew-Melodies".

Von Rebecca Treitel.

1. Beweint sie.

Beweinet, die geweint an Babels Strom,
Zerstört ist ihr Altar, ihr Reich — Phantom,
Um Juda's Harfe weint, sie ist zerschellt,
Dort trauert, wo einst stand des Ew'gen Zelt.

Wo badet Juda seinen blut'gen Fuß?
Wann künden Zions Lieder frohen Gruß?
Wann hüpft das Herz bei Juda's Sange wieder,
Wie bei den Tönen seiner Zions-Lieder?

So flieht ihr Wanderstämme rastlos fort
Mit müder Brust, euch winkt kein Ruheort;
Die wilde Taube hat ihr Nest, der Fuchs die Schlucht,
'ne Heimat jedes Volk — Israel nur die Gruft.

*) Das Schlachtmesser.

2. Sie wandelt in Schönheit.

Wie ist doch Judas's Tochter schön!
Wie's Sonnenlicht in Himmels-Höhn
Und einer heitern Sternennacht
Gleichen der dunklen Augen Pracht.
Anmuth strahlt hier im zart'sten Licht,
Das selbst dem schönsten Tag gebricht.

Harmonisch schufen Nacht und Licht
Der Schöpfung lieblichstes Gebild;
Der Strahl im Rabenhaar sich bricht,
Das Antlitz athmet Güt' und Mild'.
Ein träumerisch Sehnen in dem Blick,
Ein Suchen nach verlorenem Glück.

Auf dunkler Wange Rosenglut
Erhab'ne Ruh' in jedem Zug,
Lächeln mit Thräne eng vermählt,
Von einst'gem Glück noch heut' erzählt.
Versöhnt mit jedem Feind hienieden,
Im Herzen tiefsten Seelenfrieden!

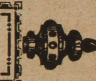
3. Alles ist eitel.

Ruhm und Weisheit, Macht und Liebe,
Jugend, Schönheit waren mein,
Weibergunst ich ward sie müde —
Meine Becher schäumten Wein.
Aus den Augen schöner Frauen
Sog die Seele Lebenslust
Was auf Erden war zu schauen,
Ich genoß's zum Ueberdruß.

Aber — wenn das Auge lenket
Auf Vergang'nes seinen Blick
Wenn das Herz der Tage denket
Die voll Uebermaß im Glück,
O, dann brachte jeder Morgen
Mit dem neuen Freudenquell
Neuen Kummer, neue Sorgen —
Schnell ward trüb, was licht und hell.

Seit zuerst des Feldes Schlange
Eines Weibes Sinn bethört,
Hat in ewig neuem Drange
Neuen Reiz das Herz begehrt.
Nicht des Weisen ernster Wille,
Nicht der Töne Zaubermacht
Kann des Busens Triebe stillen,
Die die Schlange angefacht.

Räthsel-Aufgaben.



I. Deutsches Silbenräthsel.

Von C. in R.

Aus folgenden 29 Silben bilde man 10 Wörter, deren Anfangsbuchstaben von oben nach unten und deren Endbuchstaben von unten nach oben gelesen ein Nationalunglück bezeichnen.

ad, be, che, de, e, fi, gat, gi. ko, las, le, mi, nal, nar, ne, no, o, ö, pi, phim, ra, ra, re, ris, rup, sy. te, ul, zi.

1. Fluß in Parthien.
2. Stadt in Frankreich.
3. Ein Laster.
4. Eine klebrige Flüssigkeit.
5. Götzen.
6. Ländliche Beschäftigung.
7. Ein schlechter Mensch.
8. Ein Bibelübersetzer.
9. Eine Grasart.
10. Ein Gebirge Palästina's.

II. Zweisprachiges Homonym.

Von C. in R.

In dem Deutschen kauft man Waare;
Steht's hebräisch — Gott bewahre!

Auflösung der Räthsel in Nr. 31.

I. **Namen, Manen, Amen.**
II. **Weimar, Meiraw** (מֵרַב, eine Tochter Sauls, 1 Sam. 14,49)
III. **Becher,** בֶּכֶר. (1. B. M. 46,21.)

Verantwortlicher Redacteur Dr. Rahmer, Magdeburg. Druck von D. L. Wolff, Magdeburg. Verlag von Robert Friese, Leipzig.